

Die Erzählbibel 10

Sarah: Was wirst du uns denn heute erzählen, Jonathan?

Jonathan: Ich möchte da weitermachen, wo wir beim letzten Mal aufgehört haben. Wisst ihr denn noch etwas von unserem letzten Treffen?

Tobias: Mensch, Jonathan, das werden wir bestimmt nicht so schnell vergessen.

Jonathan: Wieso denn?

Tobias: Weil wir dich erst mal suchen mussten. Du warst doch im Garten eingeschlafen und hattest uns total vergessen.

Jonathan: Leute, ihr glaubt ja nicht, wie peinlich das für mich war.

Sarah: Ich fand's lustig.

Hannah: Und wisst ihr noch, wie durstig wir waren?

Elisabeth: Dabei hattest du nicht einmal Wasser im Haus.

Tobias: Und dann war auch noch der Wasserkrug verschwunden.

Sarah: Leute, was haben wir gesucht ...

Elisabeth: ... eigentlich die ganze Zeit. Zuerst nach dir, Jonathan, dann nach dem Krug, und in deinen Geschichten ging's anschließend mit demselben Thema weiter.

Tobias: Mit den Geschichten vom Suchen und Finden, die euch Jesus erzählte.

Tobias: Die vom verlorenen Lamm ...

Elisabeth: ... und von einer Frau, die ihre wertvollste Münze verloren hatte.

Jonathan: Aber Jesus erzählte noch eine weitere Geschichte, in der es ums Verlieren und Wiederfinden geht, nämlich das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Aber eigentlich geht es in dieser Geschichte um einen Vater und seine beiden Söhne.

Sarah: Wir sind ganz Ohr, Jonathan.

Jonathan: Wunderbar, dann hört gut zu. Die Geschichte beginnt damit, dass ein junger Mann über einen Hof ging, der zu einem großen Gutshaus gehörte. Sein Vater hatte ihn nämlich aufs Feld geschickt. Er sollte einmal nachschauen, ob der Weizen bald reif sein würde. Bereitwillig hatte er sich auf den Weg gemacht, denn er war froh darüber, seinem älteren Bruder nicht helfen zu müssen. Der war nämlich gerade dabei, zusammen mit einigen Knechten Heu von einem Wagen abzuladen und in die große Scheune zu schaffen. Bei einer solchen Schufterei kam man an diesem heißen Sommertag ganz schön ins Schwitzen. Darauf hatte er nun wirklich keine Lust. Da war es doch viel angenehmer, eine kleine Wanderung zu unternehmen. Er hörte, wie sein Bruder den Bediensteten Anweisungen gab. Schnell verließ

er den Hof, sonst würde ihn sein Bruder noch ansprechen. Und darauf verspürte er wenig Lust, denn er ärgerte sich oft über ihn.

Elisabeth: Warum denn?

Jonathan: Weil der Bruder als der Ältere oft das Kommando führte.

Tobias: Das kenne ich nur zu gut von meinem älteren Bruder. Ich finde das auch oft ungerecht.

Sarah: Hat aber auch Vorteile, nicht die Älteste zu sein.

Elisabeth: Wie meinst du das?

Sarah: Manchmal nervt es mich schon, wenn ich auf meine kleinen Geschwister aufpassen muss, weil ich halt die Älteste bin.

Hannah: Kann ich verstehen, Sarah. Aber lasst uns doch jetzt die Geschichte weiter verfolgen.

Jonathan: Ja, gut, Hannah. Der junge Mann marschierte also los. Er genoss es, durch das Dorf zu laufen, wo ihn die Leute stets freundlich grüßten. Denn er gehörte ja einer reichen und angesehenen Familie an. Bald hatte er das Kornfeld erreicht. Verträumt stand er eine Zeitlang davor und betrachtete die Halme, die im Wind hin- und herwohten. Roter Klatschmohn und blaue Kornblumen leuchteten wie bunte Farbtupfer zwischen den Ähren. Wie ein bunt gesprenkelter Teppich sah das aus. Der Jüngling setzte sich ins Gras und beobachtete eine Lerche, die sich tirillierend immer höher schraubte. Ein Fuhrwerk, von zwei munter trabenden Pferden gezogen, fuhr knarrend an ihm vorbei und riss ihn aus seinen Träumen. Er sprang auf und starrte sehnsüchtig dem Wagen hinterher. Am liebsten würde er jetzt einfach aufspringen und mitfahren, einfach weg, ganz weit weg von zu Hause. Er malte sich aus, wie schön es wäre, frei und unabhängig zu sein. Nie mehr den Anweisungen seines Vaters folgen, nie wieder auf die altklugen Ratschläge seines großen Bruders hören zu müssen. Wie wunderbar müsste das sein.

Aber es half nichts. Jetzt musste er erst einmal den Auftrag seines Vaters erledigen. Er rupfte eine Ähre aus, rieb sie zwischen den Händen, so dass sich die Körner lösten, und blies sacht die Spreu aus der Hand. Dann probierte er die Körner. Sie schmeckten schon recht gut. Wenn die Sonne weiter so schien, würden sie in ein paar Tagen richtig reif sein. Der Gedanke daran schmeckte ihm aber gar nicht. Denn dann würde es richtig viel zu tun geben. Alle mussten dann mit anpacken: Das Korn wurde zunächst mit der Sichel geschnitten und zu Garben zusammengebunden. Anschließend wurden diese zum Trocknen aufgestellt. Dann wurde auf der großen Tenne gedroschen. Dazu musste man stundenlang mit den schweren Dreschflegeln auf die Ähren einschlagen, bis sich die Körner aus ihnen gelöst hatten. Anschließend wurde das Getreide immer und immer wieder mit einer Schaufel gegen den Wind geworfen, bis der Wind die leichte Spreu davongetragen hatte und nur die Körner auf dem Boden übrig blieben. Auf diese Arbeit hatte er am wenigsten Lust. Aber jetzt musste er nach Hause. Er hatte hier schon viel zu lange gestanden und geträumt. Wahrscheinlich würde ihn gleich sein großer Bruder wieder anschnauzen, wo er denn so lange geblieben sei. Wie satt er das alles hatte! Und wie ihn das alles anödete, dieses stinklangweilige Leben auf dem Bauernhof.

In der letzten Zeit hatte er immer wieder darüber nachgedacht, wie es wohl wäre, Geld zu haben, viel Geld. Dann wäre er frei und unabhängig. Klar, sein Vater war reich. Aber welche Möglichkeit hatte er, an Geld zu kommen? In ihm gäbe eine Idee ...

Sarah: Na, auf den Einfall bin ich aber gespannt.

Elisabeth: Aber es ging ihm doch gut. Warum war er nur so unzufrieden? Mir würde die Arbeit auf dem Bauernhof bestimmt Spaß machen.

Hannah: Übermäßig viel musste er bestimmt nicht tun, immerhin hatten sie doch Angestellte.

Jonathan: Ganz sicher nicht. Er hatte es wirklich gut und musste sich überhaupt keine Sorgen machen. Es war eine liebenswerte und liebevolle Familie, in der er lebte. Trotzdem war er einfach unzufrieden.

Es dauerte nicht lange, dann tauchte das stattliche Gutshaus wieder vor ihm auf. Links und rechts des Hauses erhoben sich mächtige, Schatten spendende Bäume. Daneben lagen die Ställe und die große Scheune. Immer noch herrschte reges Treiben auf dem Hof, weil das Heu abgeladen wurde. Als er auf das Wohnhaus zuing, kam ihm sein Vater entgegen: „Na, wie sieht es mit dem Weizen aus, mein Sohn?“, fragte er freundlich. „Wenn es weiter so schön bleibt, wird er in ein paar Tagen reif sein.“ „Das ist ja wunderbar! Das wird sicher eine gute Ernte geben!“ „Ja, das denke ich auch“, erwiderte der Sohn, allerdings deutlich weniger begeistert. „Du kannst jetzt deinem Bruder helfen, das Heu in die Scheune zu schaffen!“ Oh, das hatte ihm gerade noch gefehlt. Auf diese Arbeit hatte er nun wirklich gar keine Lust. „Können wir vielleicht erst einmal miteinander reden, Vater?“ „Was, jetzt sofort?“, fragte der Vater erstaunt. „Ja, wenn du gerade Zeit hättest?“ „Natürlich, für dich habe ich doch immer Zeit. Komm, lass uns ins Haus gehen.“ Sie gingen einige Stufen hoch und traten durch die mächtige Eichenholztür. Dann schritten sie durch die geräumige Diele und erreichten schließlich einen großen Raum, in dem es dämmerig und angenehm kühl war. „Setz dich doch, mein Sohn!“ Der Vater wies auf einen Schemel und setzte sich selbst seinem Sohn gegenüber. „Was möchtest du denn mit mir besprechen?“ „Ich ... äh, ich wollte eigentlich nur auf das Erbe zu sprechen kommen“, sagte der Sohn stockend und schaute dabei zu Boden. „Auf das Erbe?“, entgegnete der Vater verblüfft. „Ja, genau, auf das Erbe. Wenn du einmal gestorben bist, Vater, dann erbt doch mein Bruder den Hof, weil er der Älteste ist.“ „Das ist richtig“, sagte der Vater, „dein Bruder erbt zwar den Hof, aber du bekommst deinen Teil dann ja auch ausgezahlt.“ „Wie viel wird das denn dann sein?“ Der Vater lachte: „Warum interessierst du dich denn schon jetzt dafür? Noch lebe ich ja.“ „Ich würde es einfach gerne wissen, Vater!“, kam es genervt zurück. „Unsere Tradition sieht vor, dass der Älteste zwei Drittel des Vermögens erbt“, erklärte der Vater geduldig, „du wirst als mein jüngerer Sohn ein Drittel erben. Aber das ist auch noch sehr viel Geld. Du kannst dir dann davon einen neuen Hof kaufen.“ „Genau das ist mein Problem“, sagte der Sohn jetzt bestimmter. „Ich will nicht warten, bis du gestorben bist. Gibt es denn keine Möglichkeit, schon jetzt an das Geld zu kommen?“ „Was, jetzt schon?“, erwiderte der Vater irritiert. „Wie stellst du dir das denn vor?“ „Ich will mein eigenes Leben führen, Vater! Ich will frei sein und mir mit diesem Geld meine eigene Existenz aufbauen. Warum sollte ich damit warten, bis du gestorben bist?“ „Aber, geht es dir denn nicht gut bei uns, mein Sohn?“ Liebevoll schaute der Vater dem zornigen jungen Mann ins Gesicht. „Nein, es geht mir nicht gut, Vater! Ich habe einfach alles hier satt. Diese ständigen Bevormundungen durch meinen Bruder gehen mir total auf die Nerven, und dann immer nur arbeiten, arbeiten, arbeiten! Du glaubst nicht, wie mich das alles anodet. Ich will raus aus diesem Kuhkaff und etwas von der Welt sehen. Ich will endlich auf eigenen Beinen stehen!“ „Aber – mein Sohn ...“ Der Vater war so schockiert, dass er zunächst

gar nichts mehr sagen konnte. Was sein Jüngster da von ihm verlangte, das hatte es noch nie gegeben, das war unerhört.

Sarah: Ich finde es auch ziemlich unverschämt.

Elisabeth: So was kann man doch nicht bringen.

Tobias: Der verhielt sich ja fast so, als ob sein Vater schon tot sei.

Hannah: Das war wirklich sehr beleidigend und verletzend für den Vater.

Sarah: Ich finde es vor allem sehr traurig, dass er so undankbar ist.

Elisabeth: Hat er ihm denn das Geld ausgezahlt?

Jonathan: Ja, er gab ihm das Geld. Obwohl er wirklich sehr niedergeschlagen und verletzt war. Aber er wollte und konnte seinen Sohn nicht zwingen, bei ihm zu bleiben. Natürlich musste dazu erst einmal etwas Land verkauft werden. Denn so viel Geld hatte man natürlich nicht einfach im Schrank deponiert. So dauerte es ein paar Wochen, bis der Vater das Geld zusammenhatte. Und das war eine schlimme Zeit für ihn, ja, für die ganze Familie, weil keiner verstehen konnte, warum der jüngste Sohn sich so verhielt. Alle waren entsetzt und schockiert über sein Verhalten. Im ganzen Dorf sprach man darüber, denn so etwas hatte es wirklich noch nie gegeben. „Es sieht so aus, als wäre der Vater für ihn schon gestorben“, tuschelten die Leute, „er bringt Schande über seine ganze Familie!“, klagten die Verwandten.

Dann war es so weit. Endlich hielt er das Geld in seinen Händen. Jetzt war er reich. Sehr reich sogar. Mit diesem Geld würde er unabhängig und frei sein. Mit glänzenden Augen zählte er die Gold- und Silbermünzen wieder und wieder. So viel Geld! In der Nacht, bevor er aufbrach, konnte er vor Aufregung nicht schlafen und malte sich in schönsten Farben aus, was er damit alles anfangen könnte. Einen Teil, aber nur einen ganz kleinen, hatte er schon ausgegeben. Er wollte ja weg. Für ein solches Unternehmen brauchte man Reisekleider, Proviant und natürlich ein gutes Fortbewegungsmittel. Ein Pferd sollte es mindestens schon sein, besser noch zwei. Und dazu einen edlen, mit allem Komfort ausgestatteten Wagen, mit dem man bequem reisen und auf dem man eine Menge Gepäck verstauen konnte.

Endlich war der Tag der Abreise gekommen. Der Scheidende war gerade dabei, die Pferde vor den Wagen zu spannen, als sich ihm sein Bruder näherte: „Na, soll's heute losgehen?“ „Ja, heute breche ich auf. Du glaubst nicht, wie ich mich freue, endlich hier weg zu sein.“ „Es ist wirklich nicht zu übersehen, dass du dich freust“, antwortete der Bruder verbittert, „aber außer dir scheint sonst keiner über deinen Aufbruch zu jubeln.“ „Du willst mir doch nicht etwa weismachen, dass du traurig darüber bist?“, erwiderte der Jüngere ironisch. „Du wirst es nicht glauben, aber ich bin wirklich traurig, obwohl wir uns nie so richtig gut verstanden haben. Außerdem halte ich es für einen riesengroßen Skandal, dass du einfach hier abhaust.“ „So, einen Skandal?“ Die Stimme des Jüngeren wurde jetzt schärfer: „Ich finde es eher skandalös, dass alle hier nach deiner Pfeife tanzen!“ „Ich bin nun einmal der Ältere. Aber wenn du schon nicht meinetwegen hier bleiben willst, dann bleib doch wenigstens deinem Vater zuliebe. Weißt du eigentlich, was du ihm damit antust?“ „Nein? Aber du wirst es mir sicher gleich sagen.“ „Es wird ihm das Herz brechen. Ich habe vorhin seine geschwellenen Augen gesehen. Ich glaube, dass er heute Nacht viel geweint hat.“ „Ach, der wird sich schon wieder einkriegen.“ „Ist das alles, was du dazu zu sagen hast? Ich kann dich einfach nicht verstehen. Du hast doch hier alles, was du brauchst, ja sogar mehr als das.“ „Musst du auch

nicht verstehen, Bruderherz! So, und jetzt halte mich nicht länger auf, ich muss fertig werden, sonst komme ich heute gar nicht mehr vom Acker.“ Damit fuhr er fort, die Pferde anzuspannen, die schon unruhig auf der Stelle tänzelten. Mit gesenktem Kopf ging sein Bruder davon. Er wusste, dass er den Reisewilligen nicht würde zurückhalten können.

Während dieser das Gepäck auf dem Wagen verstaute, dachte er noch einmal daran, was der Vater ihm zum Abschied gesagt hatte. „Ich werde immer für dich da sein, mein Sohn. Und ich werde immer auf dich warten. Vergiss das nie!“ Dabei hatte er ihn unendlich traurig, aber zugleich auch liebevoll angeschaut. Einen Moment lang hatte der Sohn ein schlechtes Gewissen verspürt, dann aber nur beschämt nach unten geschaut und sich schnell davongemacht. Nein, nun gab es kein Zurück mehr für ihn. Er wollte endgültig mit seinem Vaterhaus brechen.

Es dauerte nicht lange, dann war alles verstaut. Er sprang auf den Wagen, nahm die Zügel in die Hand und stieß einen kurzen Befehl aus. Sofort stürmten die Pferde los. Als er durch das große Hoftor fuhr, sah er nicht einmal zurück. Hätte er zurückgeschaut, hätte er die Knechte und Mägde auf dem Hof stehen sehen, die für einen Moment ihre Arbeit niedergelegt hatten und ihm schweigend hinterherschauten. Er hätte gewiss auch seinen Bruder erblickt, wie er mit gesenktem Kopf dastand und sich die Augen rieb, als könne er nicht glauben, was sich da ereignete. Ganz sicher hätte er auch den Vater bemerkt, der auf der Treppe stand und um Jahre gealtert aussah. Ihm wäre auch das Taschentuch in dessen Hand nicht entgangen, mit dem er seinem geliebten Sohn nachwinkte und sich später über die Augen wischte, als der Wagen in der Ferne in einer Staubwolke verschwunden war.

Tobias: Und die Mutter, gab es denn keine Mutter?

Jonathan: In der Geschichte, die Jesus uns erzählte, kam die Mutter jedenfalls nicht vor.

Sarah: Vielleicht lebte sie ja nicht mehr?

Hannah: Dann wären die beiden Söhne das Einzige, was dem Vater noch geblieben war.

Elisabeth: Umso schmerzlicher muss dieser Abschied für ihn gewesen sein.

Jonathan: Wie es auch immer war. Jesus wollte uns ja mit dieser Geschichte vor allem den Vater zeigen. Denn der steht hier für Gott, für den Vater im Himmel, der unendlich traurig ist, wenn eins seiner Kinder ihn verlassen will.

Tobias: Es wundert mich aber schon, dass der Vater ihn so einfach gehen ließ.

Sarah: Was hätte er denn tun sollen?

Elisabeth: Er hätte ihn ja nicht zwingen können, zu Hause zu bleiben.

Jonathan: Ja, Elisabeth, das ist wahr. Er konnte und wollte ihn nicht zwingen, weil er ihn liebte. Die Liebe lässt dem anderen die Freiheit, zu bleiben oder auch zu gehen. Sie übt niemals Zwang aus, denn dann wäre es keine Liebe. Und so lässt der Vater ihn gehen, weil er ihn liebte, obwohl er natürlich sehr traurig darüber war.

Der Sohn war jedenfalls nicht traurig an diesem herrlichen Tag. Lebhaft trabten die Pferde vor dem Wagen her, und so kamen sie gut voran. Bald dachte er nicht mehr an zu Hause.

Denn vor ihm lag schließlich die Freiheit, das Leben, nach dem er sich so lange gesehnt hatte. Am Mittag rastete er an einem kleinen Bach. Er spannte die Pferde aus, ließ sie trinken und grasen. Dann ging die Reise weiter. Als es dämmerte, erreichte er eine kleine Stadt. In deren Gassen traten die Leute ehrfürchtig zur Seite, wenn sich ihnen der Wagen näherte. Wer in einem solchen edlen Reisewagen fuhr, der musste wohl ein angesehener und reicher Herr sein. Bald hatte er eine Herberge gefunden, in der die Pferde gut versorgt und auch er komfortabel untergebracht waren.

Tobias: Geld hatte er ja genug.

Elisabeth: Bestimmt zahlte er gut.

Jonathan: Er bezahlte nicht bloß gut. Gleich am ersten Abend warf er mit Geld nur so um sich und lud alle, die sich in der Herberge aufhielten, zum Wein ein. Es war schließlich seine erste Nacht in der Freiheit, das musste einfach gefeiert werden. Außerdem empfand er es als erhebendes Gefühl, so viel Geld in der Tasche zu haben und es mit vollen Händen auszugeben. Und weil er so großzügig und spendabel war, behandelte man ihn natürlich freundlich und zuvorkommend. Und das gefiel ihm. Endlich war er nicht mehr „der kleine Bruder“, der nichts zu sagen hatte, jetzt war er ein angesehener Mann, den alle bewunderten. Auch am nächsten Abend, in der nächsten Herberge, spielte sich wieder das Gleiche ab. Und wieder genoss er es, von den Menschen respektiert und bewundert zu werden.

Sarah: Aber sie mochten ihn doch nur, weil er Geld hatte – also nicht wirklich.

Jonathan. Ja, Sarah, so war es. Nach ein paar Tagen erreichte er dann die Grenze seines Heimatlandes. Nun lag ein weites, unbekanntes Land vor ihm, das scheinbar unbegrenzte Möglichkeiten bot. Hier gefiel es ihm, hier wollte er bleiben. Er mietete eine prachtvolle Villa und nahm sich vor, hier später ein Stück Land zu kaufen und ein noch schöneres Haus darauf zu bauen. Bald lief er in Kleidern herum, die so teuer und auffällig waren, dass die Leute ihm hinterherschauten. Er stellte Bediente ein, die sich um alles kümmerten und ihm den Haushalt führten. Schnell hatte es sich herumgesprochen, dass sich hier ein Fremder niedergelassen hatte, der sehr reich war. Wenn dann ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft ein Fest gab, dann wurde der Zugewanderte selbstverständlich auch dazu eingeladen. Denn mit einem so reichen Fremden musste man sich gut stellen. Wer weiß schließlich, wozu einem das noch einmal nützen würde? Auf diesen Festen lernte er neue, interessante Leute kennen, die ebenfalls viel Geld hatten und mit denen er sich gerne anfreundete. Es dauerte nicht lange und er gehörte dazu, zu den Reichen und Schönen, zu denen, die man beneidete. Natürlich gab er auch Partys, mit denen er seine neuen Freunde noch zu übertreffen trachtete. Auf seinen Festen sollte der Wein noch edler und die Menüs noch ausgefallener sein. Bald gingen die besten Künstler des Landes bei ihm ein und aus. Berühmte Musiker spielten auf seinen Empfängen. Wie wurde da gelacht, getanzt und getrunken, oft bis in die frühen Morgenstunden hinein! Es war ein fantastisches, ein freies und unbeschwertes Leben – wenn man einmal von dem schweren Schädelschmerz absah, mit dem er häufig nach durchzechter Nacht aufwachte. Nie zuvor hatte er so viele Freunde gehabt, nie hatten ihn die Menschen derart bewundert. Und wenn einer seiner Freunde mal knapp bei Kasse war, half er großzügig aus. „Du kannst es ja später mal zurückzahlen“, pflegte er dann lachend zu sagen. Kein Wunder, dass er beliebt bei den Leuten war, die sich allesamt darum rissen, seine Freunde sein zu dürfen.

Doch er hielt es nie lange in seiner prächtigen Villa aus. Das Leben musste doch noch mehr bieten als das, was er hier erlebte. Immer wieder unternahm er deshalb ausgedehnte Reisen.

Er entdeckte Städte, die noch schöner waren als der Ort, in dem er lebte. Er besuchte Landschaften, die noch beeindruckender waren als die Gegend, in der er wohnte. Er lernte Menschen kennen, die noch interessanter waren als die Einwohner seines neuen Heimatortes. Immer seltener hielt er sich jetzt in seiner Villa auf. Langsam begann ihn das Leben hier sogar zu langweilen. Immer häufiger war er deshalb auf Achse. Der Wagen, den er sich noch in seiner alten Heimat zugelegt hatte, reichte ihm längst nicht mehr. Ein neuer musste her, größer, bequemer, besser. Immer weiter weg führten ihn seine Reisen, immer länger blieb er seiner neuen Heimat fern. Und wenn er dann von einer seiner ausgedehnten Reisen zurückkam, fand er es zu Hause schnell wieder so öde, dass er sofort die nächste plante.

Elisabeth: Leute, was für ein Luxusleben.

Tobias: Das ging aber bestimmt auch ganz schön ins Geld.

Sarah: Mal gespannt, wie lange das bei dem Lebenswandel noch reicht.

Hannah: Um seine Zukunft machte er sich ja offensichtlich gar keine Sorgen.

Jonathan: Natürlich war sein Vermögen schon ein wenig geschrumpft, aber er war nach wie vor reich. Manchmal überlegte er auch, etwas wirklich Sinnvolles mit seinem Leben anzustellen. Aber dann trieb ihn die Sehnsucht wieder fort. Doch einmal passierte etwas, mit dem er nicht gerechnet hatte und das sein Leben total veränderte.

Es fing damit an, dass der Regen ausblieb. Das ganze Frühjahr und den ganzen Sommer lang fiel kein Tropfen. Die Folgen dieser Trockenheit waren nicht zu übersehen: gelbe, ausgedörrte Wiesen und Felder. Schafe und Rinder verhungerten oder verdursteten, weil die Bäche versiegten und viele Brunnen austrockneten. Unbarmherzig heiß brannte die Sonne auf das Land und versengte es. Das Korn auf den Feldern verdorrte, das Gemüse in den Gärten vertrocknete und die Früchte an den Bäumen verschrumpelten. Lebensmittel wurden knapp und mussten oft von weit her herangeschafft werden. Dadurch wurden sie natürlich extrem teuer. Je länger die Trockenheit anhielt, desto unerschwinglicher wurden sie für die Bevölkerung. Unversehens mussten viele Menschen ums nackte Überleben kämpfen. Denn nur wer reich war, konnte sich noch Lebensmittel leisten. Und nur wer gut vorgesorgt hatte und jetzt von den Vorräten leben konnte, war gut dran. Aber unser reicher Sohn kannte solche Sorgen ja nicht. Noch konnte er sich fast alles kaufen, sich fast alles leisten. Nur das Reisen musste er einschränken, schließlich sogar ganz aufgeben. Und Feste wurden jetzt auch nicht mehr gefeiert. Das war schlimm für ihn. Seine Freunde ließen sich jetzt auch immer seltener bei ihm blicken, und wenn er bei ihnen Getreide kaufte, musste er es teuer bezahlen. Zu verschenken hatte plötzlich keiner mehr etwas. „Jeder muss sehen, wo er bleibt“, hörte er immer öfter. Eines Tages musste er seine Pferde verkaufen, weil das Futter für sie unerschwinglich geworden war. Die Bedienten hatte er längst entlassen müssen, weil er sie nicht mehr bezahlen konnte. Irgendwann begann er sogar damit, Möbel aus seiner Villa gegen Getreide einzutauschen, weil in seiner Kasse endgültig Ebbe herrschte. Für seinen Luxus-Reisewagen, für den niemand mehr Verwendung hatte, bekam er schließlich nur noch ein paar vertrocknete Datteln und Feigen. So dauerte es nicht lange, bis sein Vermieter vor der Tür stand und ihn vor die Entscheidung stellte, entweder die Miete zu zahlen oder auszuziehen.

Tobias: Oh, da hat sich der Wind aber gehörig gedreht.

Sarah: Da blieb ihm ja wohl nur noch der Auszug.

Elisabeth: Aber wo sollte er denn bleiben?

Hannah: Er hatte doch 'ne Menge Freunde. Die würden ihm jetzt bestimmt helfen.

Sarah: Ob das echte Freunde waren, bezweifle ich. Die mochten ihn doch nur wegen seines Geldes.

Elisabeth: Und jetzt war der ganze Reichtum weg.

Tobias: Und die Freunde wahrscheinlich ebenfalls, weil sie gar nicht ihn mochten, sondern nur sein Geld.

Jonathan: Einen echten Freund erkennt man natürlich daran, dass er auch und gerade dann zu einem steht, wenn man in Schwierigkeiten ist. Eines Tages suchte der verarmte Sohn, inzwischen obdachlos geworden, einen dieser vermeintlichen Freunde auf, dem er sogar einmal Geld geliehen hatte, dessen Rückzahlung noch immer ausstand. Bestimmt würde er ihm jetzt helfen, ihn vielleicht bei sich aufnehmen, bis die Hungernot vorbei war und es ihm finanziell wieder besser ging. Aber der Mann wies ihn kaltblütig ab. Er müsse selber sehen, wie er klarkomme. Er habe so viele Verwandte, die er jetzt mit versorgen müsse, da könne er unmöglich auch noch etwas für ihn tun. Aber sie seien doch Freunde, hatte der Bittsteller eingewendet. Sein angeblicher Freund gab jedoch zu verstehen, dass er ja nur ein zugezogener Fremder sei. Er solle es mal bei den anderen probieren. Tief enttäuscht ging er fort.

Tobias: Wahrscheinlich ist es ihm bei den anderen auch nicht besser ergangen.

Jonathan: Überall erlebte er das Gleiche. Auf einmal wollte keiner mehr etwas mit ihm zu tun haben. Einmal hetzte ein Bauer sogar seinen Hund auf ihn, weil er ihn für einen der aufdringlichen Bettler hielt.

Sarah: Oje, ganz schön hart ...

Elisabeth: ... vor allem sehr demütigend.

Jonathan: Aber es kam noch schlimmer. Seit einiger Zeit war er nun schon obdachlos. Manchmal schlief er nachts heimlich in der Scheune eines früheren Freundes, ein paar Mal aber sogar auch auf dem freien Feld. So konnte es nicht weitergehen. Er musste Arbeit finden und Geld verdienen, um nicht länger hungern zu müssen. Aber niemand wollte ihn anstellen, wo immer er auch fragte. Inzwischen war er allerdings auch ziemlich heruntergekommen. Seine Kleider waren schmutzig und zerrissen. Um nicht zu verhungern, musste er betteln. Auf der Suche nach Arbeit zog er immer weiter übers Land. Eines Tages klopfte er wieder bei einem Bauern an und fragte nach Arbeit. Der Bauer musterte ihn abschätzig von oben bis unten. „Du bist nicht der Erste, der hier heute nach Arbeit fragt. Tut mir leid, ich hab leider nichts für dich.“ „Bitte!“, erwiderte er traurig, „ich erledige jede Arbeit für Sie. Bitte schicken Sie mich nicht wieder fort.“ „Wieder so ein armes Schwein, das kurz vorm Verhungern ist“, dachte der Bauer. „Ja, es sind harte Zeiten. Ich will mal sehen, ob sich vielleicht doch was machen lässt.“ Hoffnung keimte bei unserem jungen Mann auf. „Ich bin wirklich bereit, jede Arbeit zu tun“, bekräftigte er noch einmal. „Na gut“, sagte der Bauer, „ich habe ein paar halb wilde Schweine da hinten, die hauen manchmal ab. Wäre nicht schlecht, wenn einer ein bisschen auf sie aufpasst.“ Der Bauer wies in die Richtung eines kleinen Eichenwäldchens,

das nicht weit vom Haus entfernt war. „Ist natürlich keine schöne Arbeit, aber was anderes kann ich dir leider nicht anbieten.“ „Ich soll Schweine hüten?“ Fassungslos schaute er den Bauern an. „Ja – aber wenn du nicht willst ...?“ „Doch, aber sicher. Ich mach das.“ „Du kannst gleich anfangen, dein Essen kannst du dir dann heute Abend abholen.“ „Könnte ich nicht jetzt schon was bekommen, ich hab so einen wahnsinnigen Hunger.“ „Erst die Arbeit, dann das Essen, so ist das nun einmal.“

Tobias: Oh, das war aber grausam.

Hannah: Vor allem, weil es auch noch Schweine waren, die er hüten musste.

Jonathan: Oh ja, Sarah. Das war besonders schlimm für ihn. Jesus erzählte diese Geschichte ja den Juden in Israel. Für sie war es schlicht unvorstellbar, Schweine zu halten. Die gelten als unreine Tiere. Kein frommer Jude würde jemals Schweinefleisch essen. Und nun musste er diese verachteten Tiere hüten. Tiefer konnte man nicht mehr sinken.

Elisabeth: Wie schlecht muss es einem bloß gehen, wenn man so etwas tun muss?

Jonathan: Es ging ihm wirklich miserabel. Da saß er nun bei den Schweinen, schmutzig, zerlumpt und hungrig. Weil es nicht genug Eicheln gab, hatte der Bauer irgendein halb verfaultes Abfallgemüse hingeworfen, das furchtbar stank. Wie gerne hätte er davon gegessen, aber es war ungenießbar.

Manchmal, wenn sich ein Schwein von der Herde entfernte, stand er auf und trieb es mit einem Stock wieder zurück. Was war nur aus ihm geworden, dem einstmaligen stolzen jungen Mann, der vor gar nicht langer Zeit so reich war und seine Freiheit und Unabhängigkeit in vollen Zügen auskostete? Wie tief war er nur gesunken. Und dann dachte er zum ersten Mal wieder an zu Hause. Er stellte sich das schöne, herrschaftliche Gutshaus seines Vaters vor. Sah vor seinem geistigen Auge den großen Hof, auf dem immer geschäftiges Treiben herrschte. Er hörte die Stimmen der Knechte und Mägde, wie sie miteinander lachten und scherzten. Jedem von ihnen ging es besser als ihm. Sein Herz krampfte sich zusammen, als er an den Vater dachte. Nie mehr würde er ihm unter die Augen treten können, nach all dem, was passiert war. Plötzlich wurde ihm in aller Deutlichkeit klar, wie viel Leid er ihm angetan hatte. Wäre er doch nie von zu Hause fortgegangen! Aber jetzt war es zu spät. Er hatte alles verprasst und vertan. Ach, wie fühlte er sich elend.

Wieder stand er auf, um einige Schweine zur Herde zurückzutreiben. Als er wieder auf dem Boden saß, konnte er gar nicht aufhören, an zu Hause zu denken. Plötzlich fielen ihm die Abschiedsworte seines Vaters wieder ein: „Ich werde immer für dich da sein und immer auf dich warten, mein Sohn, vergiss das nie.“ Aber galt das jetzt immer noch? Jetzt, wo er alles verloren hatte und zum Bettler geworden war? War es Heimweh, das er spürte? Je mehr er an zu Hause dachte, desto mehr wuchs die Sehnsucht nach seiner Heimat. Wie verzehrte er sich auf einmal nach dem Haus seines Vaters. Aber ein Zurück gab es ja nicht mehr. Oder vielleicht doch? Eine tiefe Traurigkeit überfiel ihn. Plötzlich ging ihm auf, wie viel er in seinem Leben falsch gemacht hatte. Das war nie wiedergutzumachen. Wenn er doch nur als Knecht für seinen Vater arbeiten könnte, das wäre hundertmal besser, als hier die Schweine zu hüten.

Und dann fasste er einen Entschluss. Er nahm er sich vor, nach Hause zurückzukehren. Der Gedanke daran gab ihm neuen Lebensmut. Natürlich konnte er nicht erwarten, dass sein Vater ihn wie einen Sohn behandelte. Was sollte er seinem Vater denn auch schon sagen? Wieder

stand er auf, um ein Schwein zurückzutreiben. „Das werde ich zu meinem Vater sagen“, murmelte er, „Vater, ich habe so viel falsch gemacht. Ich habe mich gegenüber Gott und dir versündigt. Ich weiß, dass ich nicht mehr das Recht habe, zur Familie zu gehören. Aber lass mich doch bitte als Knecht bei dir arbeiten, dann wäre ich glücklich.“

Sarah: Und dann machte er sich wirklich auf den Weg?

Jonathan: Ja, er ging los. Es wurde eine lange Reise. Er magerte immer mehr ab. Schmutzig, zerrissen und stinkend hingen ihm die Kleider wie viel zu weite Lumpen um den ausgemergelten Körper. Längst waren seine Sandalen kaputtgegangen. Mit ein paar Schnüren hatte er sie notdürftig zusammengebunden. So schleppte er sich vorwärts, von Hunger und Durst gequält und von Schuldgefühlen und Ungewissheit geplagt. Oft, wenn er auf irgendeinem Hof bettelte, jagte man ihn wie einen Hund fort, oder warf ihm etwas vergammeltes Obst und verschimmeltes Brot hinterher. Es war ein elendes Leben.

Endlich, als er fast schon am Ende seiner Kräfte war, erreichte er sein Heimatland. Er wunderte sich darüber, wie grün hier die Felder waren. Offensichtlich hatte es hier gar keine Dürre gegeben. Immer wieder musste er jetzt eine Pause einlegen. Immer wieder blieb er, schwer atmend auf seinen Stock gestützt, stehen. Er war inzwischen so schwach, dass er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Nur das Heimweh trieb ihn noch an. Nur die Sehnsucht nach seinem Vaterhaus gab ihm noch Kraft. Da, diesen letzten Hügel musste er hinauf, dann würde er das Haus seines Vaters aus der Ferne sehen können. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er die kleine Erhebung hinaufkroch. Aber es war nicht nur die Schwäche, die sein Herz so pochen ließ, es war auch die Angst vor dem, was ihn nun erwartete. Endlich war er oben angekommen. Er legte seine Hand über seine Augen und schaute ins Tal hinab. Das Haus seines Vaters lag vor ihm, noch schöner und strahlender, als er es in Erinnerung hatte. Weitere Gebäude waren in den letzten Jahren errichtet worden. Beete mit bunten Blumen leuchteten links und rechts des großen Hoftores. Schafe und Ziegen weideten friedlich auf der Wiese davor. Aus dem Backhaus stieg Rauch auf. Der Wind wehte den Duft frisch gebackenen Brotes zu ihm herüber. Seine Augen schweiften über den Hof, auf dem Hühner auf dem Boden scharrteten. Hinter den Stallungen weidete eine große Herde Rinder. Dahinter konnte man die Leute auf den Feldern arbeiten sehen. Einige Bedienstete werkelteten auf dem Hof herum. Fröhlich schallten ihre Rufe zu ihm herauf. Für einen Moment musste er sich setzen, um neue Kräfte zu sammeln. Immer noch hatte er heftiges Herzklopfen, schnürten ihm die Angst und Sorge vor dem, was ihn dort zu Hause erwartete, den Hals zu. Unruhig suchten seine Augen das Anwesen seines Vaters ab. Plötzlich stockte ihm der Atem. Da, vor dem Wohnhaus saß jemand. Näher! Er musste näher an das Haus heran, um erkennen zu können, wer das war. Als er halb den Hügel heruntergestiegen war, blieb er wieder stehen und schaute zu der Gestalt hinüber, die dort vor der Tür saß. Nun war er sich sicher, wer es war. Er begann am ganzen Körper zu zittern, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, wusste nicht, ob er die letzte Strecke noch schaffen würde.

Tobias: War es sein Vater, der dort saß?

Sarah: Bestimmt war es der Vater.

Hannah: Hatte er vielleicht sogar auf ihn gewartet?

Elisabeth: Bestimmt hatte er gewartet.

Jonathan: Ja, da saß wirklich sein Vater und wartete. Jeden Tag hatte er dort gesessen und den Weg entlang geschaut, der sich vom Hof auf den kleinen Hügel schlängelte. Und jeden Tag in all den Jahren hatte er gehofft, dass sein Sohn irgendwann auf diesem Weg kommen würde. Der Sohn erschrak, als er den Vater erkannte. Wie alt er geworden war. Die Haare, die er noch pechschwarz in Erinnerung hatte, waren jetzt grau, ja fast weiß. Nach vorne gebeugt saß da ein alter Mann, den Kummer und Gram gezeichnet hatten. Der vor Sorge und vor Sehnsucht nach seinem Sohn viele Tode gestorben war und unzählige Nächte durchwacht hatte. Wieder legte der alte Mann die Hand an die Stirn. Müde suchten seine Augen den Horizont ab. Plötzlich stand er auf. Er hatte den Bettler gesehen, der sich da mühsam auf das Haus zuschleppte. Sollte das vielleicht sein Sohn sein? Aber das war nicht möglich. Der Vater rannte die Stufen hinunter, um diese erbarmungswürdige Gestalt besser in Augenschein nehmen zu können. Dann sah er, wie der Bettler stehen blieb und sich an den Torbogen lehnte. Plötzlich stieß der alte Mann einen Schrei aus und begann zu laufen.

Elisabeth: Hatte er ihn also erkannt?

Sarah: Das würde mich aber wundern, so zerlumpt und fertig, wie der war.

Jonathan: Doch, er hatte ihn erkannt. Der Vater war ja auch nicht mehr der Jüngste. Aber er lief so schnell wie ein junger Mann. „Mein Sohn!“, rief er, „bist du es wirklich!“ Der Sohn wankte ihm zögernd entgegen. War sein Vater denn nicht mehr zornig? Liebte er ihn denn immer noch? Nur noch wenige Schritte trennten sie nun voneinander, dann stand der Vater vor seinem Sohn. Für einen Moment schaute er ihn an. Wie sah der Sohn nur aus. Ein Bild des Jammers. Dieser einstmals stolze junge Mann war nur noch ein Schatten seiner selbst; abgemagert bis auf die Knochen, in stinkende Lumpen eingehüllt stand er nun da und konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. „Vater“, stammelte er, „ich habe so viele Fehler gemacht. Ich bin schuldig geworden vor Gott und vor dir. Ich kann nicht mehr dein Sohn sein!“ Dabei liefen ihm die Tränen über die eingefallenen Wangen. Er wollte weiterreden, alles sagen, was er sich vorgenommen hatte, doch dann erstickte Schluchzen seine Stimme. Auf einmal versagten ihm die Beine, und hätten ihn die Arme seines Vaters nicht aufgefangen, wäre er zu Boden gestürzt. Aber nun hielten ihn diese Arme und drückten ihn an sich. Wie gut tat es ihm, die Hände des Vaters auf seinen Schultern zu spüren. Eine Zeitlang standen sie so beieinander, der Sohn in den Armen seines Vaters. Und beide waren unsagbar glücklich. Der Vater darüber, dass sein Sohn wieder da war. Und der Sohn, dass ihn sein Vater nicht abgewiesen hatte.

Inzwischen waren einige Knechte, die auf dem Hof gearbeitet hatten, auf die Szene aufmerksam geworden und näher gekommen. „Schnell, Leute!“, rief der Vater ihnen zu, „holt das beste Gewand, das ich nur zu besonderen Anlässen trage, und legt es meinem Sohn an. So kann er doch nicht herumlaufen. Und steckt ihm meinen Siegelring an den Finger und gebt ihm ordentliche Schuhe für seine geschundenen Füße. Er soll festlich eingekleidet werden wie ein Königssohn!“ Sie liefen, um die Sachen zu besorgen. „Und ihr, schlachtet ein Kalb und bereitet es zu!“, befahl der Vater zwei anderen seiner Angestellten, „ich will heute Abend ein großes Fest veranstalten, denn wir haben Grund zum Feiern.“ Sofort rannten sie davon, um seine Anweisungen auszuführen. Dann gingen Vater und Sohn zum Haus. Als sie die Stufen zur Tür hinaufgeschritten waren, blieb der Vater noch einmal stehen, drehte sich um und rief so laut, dass es alle hören konnten: „Leute, was für eine Freude! Mein Sohn war so gut wie tot, und jetzt ist er wieder lebendig. Er war verloren und ist gefunden worden!“

Tobias: Unglaublich, wie der Vater ihn aufgenommen hat. Obwohl er doch sein ganzes Geld auf den Kopf gehauen hatte. Ich hätte wenigstens eine gesalzene Strafpredigt erwartet.

Sarah: Du sagtest doch, dass Jesus den Vater in dieser Geschichte mit dem Vater im Himmel vergleichen wollte.

Jonathan: Ja, Sarah. Und so wie der Vater in dieser Geschichte nimmt der Vater im Himmel jeden auf, der zurück zu ihm kommt. Egal was er getan hat und wie weit er sich auch immer von ihm entfernt hat.

Hannah: Kaum zu glauben, dass Gott im Himmel sich genauso verhält wie der Vater in dieser Geschichte.

Elisabeth: Er schickt niemanden fort, der zu ihm kommt.

Hannah: Gut zu wissen, dass wir einen solchen Vater haben.

Jonathan: Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende.

Tobias: Der ältere Bruder hatte sicher auch noch was zu sagen, oder?

Jonathan: Er war noch auf dem Feld, als sein Bruder zurückkehrte. Fleißig und pflichtbewusst, wie er nun einmal war, kam er erst nach Hause, als es schon dunkel wurde. Als er auf den Hof trat, wehte ihm Bratenduft entgegen. Er blieb stehen und schnupperte. „Merkwürdig, dass es mitten in der Woche so leckeren Braten gibt“, sagte er zu sich selbst. Als er sich neugierig dem Haus näherte, hörte er Musik, Gesang und lautes Lachen. Was war denn da los? Ein Knecht, mit leeren Weinkrügen in der Hand, kam pfeifend die Treppe herunter. „Was geht denn da ab?“, fragte der ältere Bruder ihn verblüfft. „Dein Bruder ist wieder zurückgekommen“, antwortete der Diener lachend, „dein Vater hat ein Kalb geschlachtet, weil er sich so sehr über seine Rückkehr freut.“ „Was?“, rief der ältere Bruder aufgebracht. „Das glaube ich jetzt nicht. Was fällt meinem Vater ein? Wie kann er so etwas machen? Wie lange geht denn die Feier schon?“ „Oh, sie feiern schon eine ganze Weile. Da, schau mal!“ Damit hielt er ihm die leeren Krüge unter die Nase. Dann ging er weiter. „Entschuldigung!“, sagte er, „ich muss mich beeilen. Wir brauchen Nachschub!“

Elisabeth: Hat sich der Bruder denn überhaupt nicht gefreut?

Jonathan: Nein, er war sogar sehr verärgert. Beide Arme wütend in die Seite gestemmt, blieb er auf der Treppe stehen. Da kam der Diener mit den vollen Krügen zurück. „Gehst du nicht rein?“, fragte er. „Nein!“, ereiferte sich der Bruder, „ich denke gar nicht daran, mitzufeiern!“ Kopfschüttelnd schleppte der Diener die vollen Weinkrüge an ihm vorbei ins Haus, während der Sohn auf dem Absatz kehrtmachte. Kurze Zeit später kam der Vater heraus und sah seinen Sohn weggehen. „Dein Bruder ist wieder zu Hause!“, rief er, „willst du nicht reinkommen und mit uns feiern? Es gibt wunderbaren zarten Kalbsbraten und meinen besten Wein dazu!“ „Das ist eine Unverschämtheit!“, schrie ihn sein Sohn an, nunmehr außer sich vor Wut: „Ich habe all die Jahre für dich geschuftet und alles getan, was du von mir erwartet hast. Aber ich durfte nicht einmal eine Ziege schlachten, damit ich ein Fest mit meinen Freunden feiern konnte. Und jetzt ist dieser Taugenichts zurück, hat dein ganzes Geld auf den Kopf gehauen, und zur Belohnung schlachtest du das fetteste Kalb für ihn. Das ist nicht fair, Vater!“ „Aber mein Sohn!“, entgegnete der Vater. „Du warst doch die ganze Zeit bei mir. Alles, was ich habe, gehört auch dir. Dein Bruder war so gut wie tot, und jetzt ist er wieder lebendig. Er war

verloren, aber er wurde wiedergefunden. Wenn das kein Grund zum Feiern ist! Bitte komm doch herein und feiere mit uns!“

Tobias: Und? Was tat er dann?

Sarah: Ging er vielleicht doch noch auf das Fest?

Jonathan: Das erzählte Jesus nicht. Es bleibt offen, wie sich der älteste Sohn entschied. Eigentlich war auch er ein verlorener Sohn. Und die religiösen Anführer, die Pharisäer und Schriftgelehrten, merkten sofort, dass Jesus sie mit ihm vergleichen wollte. Jesus wollte ihnen deutlich machen, dass sie im Unrecht waren, wenn sie bestimmte Menschen verachteten und ablehnten.

Hannah: So wie Levi, den Zöllner, den sie auch verachtet haben. Du hast uns doch von ihm erzählt, Jonathan.

Elisabeth: Stimmt. Dieser Levi hatte einfach alles stehen und liegen lassen, als Jesus an seinem Zollhäuschen vorbeikam.

Tobias: Und er freute sich so darüber, dass er mit Jesus zusammen sein durfte, dass er ein großes Fest veranstaltete.

Sarah: Er lud seine Zöllnerkollegen dazu ein. Und Jesus und seine Jünger waren ebenfalls dabei.

Jonathan: Ja, so war es. Dieser Levi gehörte auch zu den Leuten, die die religiösen Führer verachteten. Als Jesus die Geschichte vom verlorenen Sohn erzählte, stand Levi auch dabei und freute sich darüber, dass er zu Jesus gehören durfte. Denn er war auch einmal so ein verlorener Sohn gewesen.

Hannah: Wie gut, dass der Vater im Himmel immer für uns da ist und uns immer wieder annimmt, wenn wir zu ihm kommen.

Jonathan: Ja, das stimmt, Hannah. Wir bleiben immer seine Kinder, auch wenn wir Fehler machen. Vergesst das nie, egal was auch immer in eurem Leben passiert. Gott wird uns immer lieben.

Sarah: Schade, dass die Zeit schon wieder vorbei ist.

Jonathan: Das finde ich auch. Aber bald geht es ja weiter mit neuen Geschichten über Menschen der Bibel. Ich hoffe, ihr seid dann wieder dabei!

Kinder: Aber sicher! Klar doch!